

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Muschg, Adolf
Kinderhochzeit

Roman

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch 4123
978-3-518-46123-5

suhrkamp taschenbuch 4123

Klaus Marbach und seine Frau Manon haben sich bei der Arbeit am sogenannten Bergier-Bericht über die Schweizer Neutralitätspolitik im Zweiten Weltkrieg kennengelernt. Als sie sich trennen, setzt er seine Recherche im badischen Nieburg, im Herzen des Bühlerschen Aluminium-Imperiums, allein fort. Lange merkt er nicht, daß er ausgezogen ist, das Fürchten zu lernen, doch bald werden die Verstrickungen der Kriegsgeneration – und diejenigen ihrer Nachkommen – zu seinen eigenen. Imogen Selber-Weiland, die Letzte der Bühler-Dynastie und Alleinerbin, protegiert seine Nachforschungen und bemächtigt sich zunehmend seiner Phantasie. Von einer Grenzüberschreitung zur nächsten führt Marbachs Passion für diese ältere Frau ihn schließlich zu den Quellen seiner Existenz und ins Labyrinth einer unvergangenen Geschichte.

Adolf Muschg wurde 1934 in Zollikon geboren. Für sein Œuvre erhielt er zahlreiche Preise, u. a. den Hermann-Hesse-Preis, den Grimmshausen-Preis und den Büchner-Preis. 2003-2006 war er Präsident der Akademie der Künste in Berlin.

Adolf Muschg
Kinderhochzeit
Roman

Suhrkamp

Umschlagabbildung:
Amor und Psyche, Kapitolinische Museen, Rom
Foto: akg-images, Berlin

suhrkamp taschenbuch 4123
Erste Auflage 2009
© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2008
Suhrkamp Taschenbuch Verlag
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Printed in Germany
Umschlag: Göllner, Michels, Zegarzewski
ISBN 978-3-518-46123-5

I 2 3 4 5 6 – I4 I3 I2 II IO 09

Kinderhochzeit

Gewidmet dem Andenken meiner Halbgeschwister
Hedwig, Walter, Elsa und Hans

In manchen Tönen ist die Nachtigall noch Vogel, dann steigt sie über ihre Klasse hinüber und scheint jedem Gefiederten andeuten zu wollen, was eigentlich singen heiÙe.

Goethe: Wahlverwandschaften, aus Ottiliens Tagebuch

Prolog

Sie saß zurückgesunken im Schaukelstuhl, leicht abgedreht gegen das rechte Ohr der Rücklehne, als habe sie etwas vertraulich mit ihm zu besprechen. Dahin war ihr Kopf nicht gefallen, er war *gebettet* worden, mit Sorgfalt, wie ihre Arme auf die beiden Stützen. Die Linke lag auf, ohne sich festzuhalten, und ebenso locker hatte sich die Rechte nach oben geöffnet. Sie trug ein kurzes weißes Sommerkleid ohne Ärmel und hatte die Füße gekreuzt, die nackt und klein waren wie die eines Kindes. Auf dem Schoß hielt sie einen großen Strauß Mohn in verschiedenen Rot- und Gelbtönen, doch verbarg er den schwarzroten Fleck auf der linken Brust nicht ganz, der keine Blüte war.

Der Mann, der eingetreten war, stand sprachlos vor dem Bild, aber nicht eigentlich überrascht, gerade als sei es ihm schon einmal begegnet.

Kommissar Emil Isele, seit der Schulzeit von seinen Freunden Ämil genannt – auf der zweiten Silbe zu betonen –, war an diesem Morgen, dem 15. Dezember 2003, eigentlich nur ins Büro gekommen, um seinen Schreibtisch aufzuräumen. Aber bevor der Nachfolger aufgetaucht war, meldete Selma, die Sekretärin, ganz entgeistert den Todesfall in der Johann-Peter-Hebel-Straße. Imogen Selber-Weiland, die Erbin des Bühlerschen Vermögens, war in ihrer Stadtwohnung von der griechischen Haushaltshilfe erschossen aufgefunden worden.

Ämil Isele hatte die Ankunft des Nachfolgers nicht abgewartet. Er alarmierte das für die Aufnahme eines Gewaltverbrechens benötigte Personal, vom Notarzt bis zum Fotografen, und gab die Adresse an, zu der er sich selbst zu Fuß auf den Weg machte, denn sie lag nur zwei Blocks vom Präsidium

entfernt. Das Treppenhaus des mehrstöckigen Backsteinbaus war schon von Mietern belagert, die bei seinem Anblick verstummen. Keuchend stieg er in den sechsten Stock und hätte fast die Griechin überrannt, die hinter der nur angelehnten Wohnungstür auf einem Stuhl saß.

Da saß sie unverändert, als die aufgebotenen Dienstuenden eintrafen, einer nach dem andern. Sie fanden Ämil in den Anblick des Opfers vertieft, verzichteten darauf, ihn anzusprechen, zogen Handschuhe über und begannen ihre Routine in den übrigen Räumen der Dachwohnung. Einer hob den Hörer des Telefons im Entree ab; der Amtston war einen Augenblick lang das Vernehmlichste in der geschäftigen Stille. Von der Straße hörte man den Lärm des aufkommenden Berufsverkehrs und dahinter das Grundgeräusch des Rheins, verstärkt durch das nahe Wehr.

Die Tote trug kurzes Haar, und ihre Maske war nur noch der entfernte Schimmer des vertrauten Gesichts. Es leuchtete von Abwesenheit. Ihre Augen verrieten nur, daß sie nicht schlief, denn unter den vergrößert wirkenden Lidern waren sie noch einen Spalt offen. Aber man hätte auf die Knie gehen müssen, um hineinzusehen, und das gehörte sich nicht. Hie und da schwebte ein Mohnblütenblatt auf den Parkettboden; um den Schaukelstuhl hatten sich schon lose Gruppen der bunten Tupfer gebildet. Das Fenster stand offen, ein kalter Hauch strich ins Zimmer. Und je länger Ämil die Tote betrachtete, um so tiefer befremdete ihn ihr Gesicht. Denn plötzlich trug es den Ausdruck so vollkommenen Glücks, daß er die Augen niederschlug.

Auch dieser Raum war ihm nicht fremd, obwohl er sich sicher war, ihn noch nie betreten zu haben. Es gab zu vieles, was er wiedererkannte; Imos weißes Kleid, den Schaukelstuhl, die zwei Reihen Trockenpflanzen an der Wand, eingestellt in auffallend stilvolle Vasen. Wer konnte sich an so viele Einzelheiten erinnern, wenn nicht der Täter? War er selbst schon hier gewesen und wußte wieder nichts davon?

Ende September hatte Ämil eine dienstliche Unterredung mit seiner vorgesetzten Behörde in Lörrach gehabt; merkwürdigerweise konnte er sich an das Gesicht des Justizrats nicht erinnern, aber die Stimme hatte er nur zu gut im Ohr, die ihm eine vorgezogene Pensionierung nahelegte, obwohl zur regulären nur noch drei Jahre fehlten. Aber sein Verhalten sei jetzt doch zu auffällig geworden. Seine Selbstgespräche machten den Mitarbeitern Angst. Davon wußte Ämil gar nichts? Das war es ja eben! Der Mann verschrieb ihm eine amtsärztliche Untersuchung, mit Tests und vielen Fragen; und am Ende hatte ihn der Arzt mit einem Klaps auf die Schulter verabschiedet: schwer in Ordnung, Ämil. Dann erhielt er den schriftlichen Bescheid: nach Prüfung aller Daten sei man zum Befund »endogene Depression« gelangt. Angesichts seiner Verdienste sehe man von sofortiger Suspendierung ab und biete ihm einen unbefristeten Urlaub an, beginnend am 1. Januar kommenden Jahres, den man dann stufenlos und unauffällig in den endgültigen Abschied vom Amt werde übergehen lassen. Gezeichnet: Vogel. Er hatte zurückgeschrieben: unter diesen Umständen ziehe er es vor, schon vor Weihnachten abzutreten. Gezeichnet: Isele. Göhler, den Nachfolger, hatte er wissen lassen, daß er ihm am Montag die Akten übergeben werde.

Konnte ihm dazwischen etwas unterlaufen sein, wovon er vielleicht so wenig wußte wie von seinen Selbstgesprächen?

Während die Kollegen nebenan mit Spurensicherung beschäftigt waren, verfolgte Ämil seine eigene Spur. Das Verwirrende war, daß sie zugleich im Bereich des Möglichen lag – und des ganz und gar Unmöglichen. Und doch erschrak er beim Gedanken, daß er Maro, die griechische Haushälterin, genau so, vielleicht auf dem gleichen Stuhl, vor der Tür hatte sitzen sehen. Aber war ihr glattes Haar mit Chignon nicht dunkel gewesen statt grau? Und wie hätte sie so sitzen bleiben können, wenn er eingedrungen wäre, um ihrer Herrschaft etwas anzutun?

Verräterisch war auch der Zweig mit den zitronengelben

und katzenkopfförmigen Blättern, den er in der blauen Glasvase stehen sah. Er stammte vom Tulpenbaum, *Liriodendron tulpifera*, und Ämil sah ihn noch wie heute aus dem hell gefurchten Stamm sprießen, von dem er ihn gebrochen hatte. Die Äste waren zu hoch oben, und er reichte nicht hinauf. Es mußte also eine ganze Weile her sein; ja, damals war er noch in der Quarta gewesen. Er hatte den Zweig zum Andenken an den Abend gebrochen, an dem Imo zum ersten Mal mit ihm getanzt hatte, im weißen Kleid, und ebenso barfuß, wie sie jetzt vor ihm saß. Aber es war fünfzig Jahre her.

Frau Constanze hatte die Mitschüler ihrer Tochter Imogen zu einem Sommerfest im Park eingeladen – oder eigentlich ihre Eltern; diese durften in der Villa übernachten, die Jugend im Kutscherhaus. Der Krieg war noch kaum richtig vorbei, aber man brauchte nur ans andere Ende Nieburgs zu fahren, dann betrat man einen Ort, wo noch nie ein Krieg stattgefunden hatte. Er lag hinter dem hohen Eisenzaun mit vergoldeten Spitzen und dem Bühlerschen Familienwappen am Tor; es zeigte den Kopf eines Einhorns hinter drei grünen Bergen.

Nun begann die Erinnerung zu fließen:

Der sanfte Hügel, mit dem das Gelände zur Villa anstieg, strahlte durch die Nacht, die nie ganz dunkel werden wollte. Die Wasserspiele des Brunnens am Ende des Rondells warfen Silbersäulen aus, auf der Höhe brannten Windlichter auf festlich gedeckten Tischen, und dazwischen, auf halber Höhe und von Fackeln umlodert, war eine Bühne aufgestellt, auf der die Band spielte, in blauen Blazern und beigefarbenen Hosen. Paare stiegen zwischen den Festplätzen auf und ab, und Ämil, im Gefühl, nicht dazuzugehören, verzog sich ins Wäldchen, um hinter den Stämmen die Villa leuchten zu sehen, die sein Urgroßvater gebaut hatte. Sie war ein Schloß mit einem runden Säulenbau in der Mitte und zweistöckigen Flügeln. Aber nur der linke, die sogenannte Herrensseite, war richtig hell; hier waren die Eltern untergebracht, in Abwesenheit des Patriarchen Christoph Bühler und seiner Gattin Antoinette, die

sich in Amerika aufhielten, zu Besuch bei Präsident Eisenhower. Im rechten Flügel, der Frauenseite, brannte kaum Licht; hier lag Lennie, der Schwiegersohn der Bühlers, krank, aber er war auch der Englischlehrer der Klasse und hatte nicht zugelassen, daß das Fest abgesagt werde. Seine Frau Constanze blieb souverän und unberührbar; sie war jetzt die Herrin des Hauses, und wenn sie in ihrem stahlblauen, hinten tief ausgeschnittenen Kleid durch Gäste und Personal schritt, öffnete sich eine Gasse der Ehrfurcht. Iring, das Wunderkind, ließ sich nicht blicken; seine Mutter war als Pflegerin Lennies angestellt, und da er ihm jede Nacht vorlesen mußte, hatte auch er ein Zimmer in der Villa. Ferry sagte: der braucht nur durch die Tür zu gehen, dann kann er sie vögeln.

Aber Imo war ja die ganze Zeit auf dem Fest. Sie tanzte unermüdlich, sogar mit Ämils Vater, und Ämil hatte sich aus Scham hinter dem Büffet verkrochen; aber sie entdeckte ihn, nahm ihn, ohne sich um seine Verwirrung zu kümmern, bei der Hand, zog ihn über die Treppe zur Bühne hinab und schlüpfte ihm in den Arm. Er war noch in keiner Tanzstunde gewesen, trotzdem gab sie sich seiner Führung hin, als hätte er etwas dergleichen zu bieten, und schließlich vergaß er sogar die Sorge um ihre nackten Füße. Sie schienen den Boden kaum berühren zu müssen, während Imo gewichtlos, ein Blütenblatt, an seiner Brust schwebte. Von ihm aus hätte der Tanz immer so weitergehen können, aber plötzlich stand sie still und sagte:

Ferry. Dieser Ferry!

Ferry Springmann tanzte mit ihrer Mutter.

Kein Erwachsener hatte Frau Constanze aufzufordern gewagt. Nun aber hatte sich Ferry, fast einen Kopf kleiner, vor ihr verneigt und führte sie zum Tanz. Mit gekonnten Schritten holte er sie aus der Reserve und entfesselte sie; an zwei Fingern seiner gestreckten Hand drehte sie Figuren, eine verwegener als die andere, und wenn sie ihn zu fliehen schien, zog er sie gebieterisch wieder an die Brust. Frau Constanze lachte im-

mer noch, doch ihr Gesicht war gerötet. Ein solches Paar kannte man nur aus dem Kino, und das durfte man eigentlich noch gar nicht besuchen. Imo aber hatte zu klatschen begonnen, ihr Kleid schwang im Takt ihrer Hände. Hie und da lächelte sie, im Einverständnis mit etwas vollkommen Gelungenem. Die Damen und auch schon viele Dämchen balancierten auf hohen Absätzen: Imo brauchte nicht einmal Schuhe. Und der süße Schmerz, mit dem Ämil auf ihre bloßen Füße starrte, war ihm heute so gegenwärtig wie damals. Ja, sie mußte tanzen. Aber nicht mit ihm.

Ferry? Ach, der alte Ferry mit seinen Schrammen im Gesicht, der war kein Ladykiller mehr. Dafür hätte er vierzehn bleiben müssen. Ämil aber war es wieder, in diesem Augenblick.

Die Tanzpausen wurden länger. Ämil hatte Imo nicht aus den Augen gelassen. Aber sie tanzte nur noch einmal, mit ihrer Mutter. Es war Ferrys Vater, der Doktor Springmann, der sie dazu aufgefordert hatte. Er selbst war kriegsbeschädigt. Natürlich konnten es die Frauen am besten. Frau Constanze war die Stärkste, aber mit Imo im Arm wirkte sie gehemmt, und glücklich sah sie nicht aus. Mitten im Tanz hielt sie ein und klatschte in die Hände. Ein Uhr! rief sie, Bettzeit für junge Damen und Herren! Wir Alten bleiben noch ein Weilchen sitzen. Gute Nacht, Kinder, wir sehen uns beim Frühstück!

Und in diesem Augenblick wußte Ämil wieder, wo er Maro genau so sitzen gesehen hatte wie jetzt: im Parterre des Kutscherhauses, vor der Tür, hinter der die Mädchen schliefen. Sie dachten natürlich gar nicht ans Schlafen, solange die Jungen im Oberstock rumorten. Maro aber hielt auf ihrem Stuhl strenge Wache, bis sich die Unruhe gelegt hatte. Ämil war gleich in den Schlafsack gekrochen und hatte die Augen zugemacht. Nun war Imo weit weg, in der Villa; und Iring brauchte nur durch die Tür zu gehen.

Im Nebenraum war es still geworden. Hatte Ämil wieder zu laut gedacht?

Am Sommerfest war er als erster wieder auf den Beinen gewesen. Er hatte sich am Quartier der Mädchen vorbeigeschlichen, in den Park, der von Tau glänzte. Sonntagsfrühe, das Jubeln der Vögel. Die Villa lag im ersten Sonnenlicht; im Taxusgebüsch stieß er auf einen Gummifinger mit geroltem Rand. Im Oberstock, auf der Frauenseite, war ein Fenster offen, das zweite von außen; darin schaukelte Imos weißes Kleid. Darunter lag ein Blumenbeet. Im Schutz hohen Rittersporns drückte sich Ämil an die Hauswand und horchte angespannt, eine ungemessene Zeit. Erst als er eine Frauenstimme laut beten hörte, verdrückte er sich schnell. War Lennie gestorben? Aber das Frühstück, zu dem sich Eltern und Kinder allmählich zusammenfanden, verlief unauffällig. Lachs-schinken, vielerlei Sorten Brot und Käse, schwarzer Johannisbeersaft, Yoghurt mit Aroma, so tafelte man damals nur in der Schweiz. Was man nicht essen konnte, durfte man mitnehmen; es gab Kartons in Schwänchenform mit dem Bühlerschen Wappen. Endlich hüpfte Imogens Kleid durch die Stämme, jetzt war es gelb, und im Arm trug sie einen Strauß hellblauen Rittersporns; Ämil war rot geworden. Um den Strauß einzustellen, stieg sie neben ihm auf die Bank, und ihr Rocksäum tanzte an seiner Schulter.

Als man aufbrach, war er nochmals ins Gehölz zurückgeschlichen und hatte das Zweiglein vom Tulpenbaumstamm gebrochen; zu Hause preßte er es zwischen den Blättern des Schulatlasses.

Davon ist Australien grün geworden.

Hast du etwas gesagt? fragte sein Kollege und streckte den Kopf durch die Tür.

Nein, sagte Ämil.

Sieht nach einem Liebhabermord aus, sagte der Kollege.

Laß so was keinen Menschen hören, Jürgen, sagte Ämil.

Das Tulpenbaumblatt mußte längst zu Staub zerfallen sein. Aber der Goldzweig im Totenzimmer leuchtete wie frisch. Es hing sogar noch eine einzelne Blüte daran. Was für ein Herbst,

in dem sie noch so spät aufgegangen war, und wie gern hätte er sie selbst gepflückt.

Er hatte damals den Plan, für Imo ein Album anzulegen, mit allen Pflanzen, die in ihrem Park wuchsen. Lennie hatte ihn auf die Idee gebracht. Ämil hatte seinen Vater in die Villa begleitet – im Jahr des Ungarnaufstands 1956; es ging um den Bau des neuen Rathauses, für den Isele III. den Auftrag besaß. Darüber sprach er regelmäßig mit Frau Constanze, denn ohne sie ging zu Nieburg gar nichts. Ämils bange Hoffnung, Imo zu Hause anzutreffen, erfüllte sich nicht, vielleicht begegnete er ihr im Park. Aber bevor er zum Rondell absteigen konnte, wurde er angerufen. Iring? fragte eine Stimme aus dem Schatten; es war Lennie im Schaukelstuhl, der unter dem Tulpenbaum saß – in *diesem* Schaukelstuhl, ja. – Ich bin nicht Iring. – Aber jemand bist du doch. – Emil Isele. – Ach, Emil Isele. Und ich dachte schon, Sie sind der Faun, der sich immer im Lorbeer versteckt. Haben Sie es eilig? Setzen Sie sich doch einen Augenblick zu mir.

Die Sie-Form, zu der man berechtigt geworden war; die Verwechslung; die Blindheit des Lehrers; seine Demut, und auch noch der Faun – alles war Ämil überaus peinlich. Lennie hatte zu unterrichten aufgehört, seit er seine Schüler nicht mehr erkennen konnte. Zuvor hatte ihn ein Fahrer zur Schule gebracht, in Gesellschaft seiner Pflegerin, Irings Mutter, und sie hatte ihn auch wieder abgeholt. Inzwischen war sie entlassen, auf Constanzes Betreiben, wie Ämil von seinem Vater wußte, sie vertrug diesen Iring im Haus nicht mehr. So war er mit seiner Mutter in eine Stadtwohnung gezogen. Doch als Lennie »Iring!« rief, hatte Ämil am Ton gehört, wie sehr er ihn vermißte. Nun war Ämil nur Ämil, kein Geniekind. Lennie ließ es ihn nicht fühlen. Er war ungewohnt weich. Seine Einsamkeit war mit Händen zu greifen; er würde nicht mehr lange leben.

Warum hatten sie über Bäume gesprochen? Der fast Blinde konnte sie nur noch als Schatten sehen, aber er kannte ihre

Namen, auch die lateinischen, und wußte ihre Geschichte. Sie waren von weit her, aus Asien und Amerika, und schon ausgewachsen gewesen, als Emil Rathenau sie hier hatte einpflanzen lassen. Ämil faßte sich in Geduld; es konnte nicht schaden, wenn er bei Imos Vater Punkte sammelte. Beim Abschied fragte er, ob er noch ein wenig botanisieren dürfe; er wolle ein Herbarium anlegen. Das hatte er dann auch getan, aber zu seiner Adressatin war das Album nie gelangt. Ämil, bald Abiturient, fürchtete, sich nur noch lächerlich zu machen. Damals war Imo mit Iring so eng, daß kein Blatt zwischen die beiden gepaßt hätte, schon gar nicht ein Bündel grauen Löschpapiers mit gepreßtem Dörrgemüse.

Wo war es hingekommen? Und wie konnten sie hier alle wieder auferstanden sein, liebevoll in Vasen geordnet: Ginkgo und Pawlonia, Zeder und Sequoia und, herausleuchtend, der Zweig vom Tulpenbaum? Die Pflanzen hatten die Villa verlassen; sie waren mit Imo in die Wohnung zurückgekehrt, wo ihre Eltern die ersten Ehejahre verbracht hatten. Nun bildeten die Gewächse, erdelos und ohne Schatten, einen Garten, in dem Imo zur Ruhe gebettet worden war. Von wem? Ämil hatte Iring nicht ersetzen können; aber nun hatten sich alle beide erübrigt; jemand war gekommen und hatte ein so zauberhaftes Herbstlicht über Imos Gesicht ausgegossen, daß es in Glück vergangen war.

Nein, ich war es nicht, sagte Ämil jetzt so laut, daß er selbst es hören mußte; inzwischen ließ sich die Spurensicherung nebenan nicht mehr stören. Ich nicht. Und er spürte, wie ihm die Tränen kamen.

Er hätte sie noch einmal in den Arm nehmen können. Das erlaubte er sich nicht.

Frau Maria Ioannides? hörte er nebenan sagen. Achtundsiebzig, ist das korrekt? Wann hatten Sie den letzten Kontakt mit Frau Selber?

Ämil trat unter die Tür. Jürgen, überlaß das mir. Ich kenne Maro, ich befrage sie selbst.

In diesem Augenblick begann das Handy der Kollegin zu tirilieren. »Üb immer Treu und Redlichkeit.«

Für Sie, sagte sie und hielt ihm das Gerät hin.

Müssen Sie den Nagel in der Lippe tragen? Immer wenn ich Sie ansehe, tut mir der Mund weh.

Dann sehen Sie mich doch nicht an. Hier, der Chef.

Wie sich die Dienstmütze auf ihrer Lockenfülle festhielt, blieb ein Rätsel.

Ämil? fragte Göhler, der Nachfolger. Rührt bitte nichts an. Ich komme sofort.

Aha, sagte Ämil. Wieso?

Pardon, aber du könntest befangen sein.

Wieso nicht gleich verdächtig?

Der andere lachte. Ich komme in zwei Minuten.

Ämil sah sich um und sagte laut: Wenn ihr sie wegbringt, laßt ihr die Blumen.

Sie müssen vom Täter sein, sagte der Kollege. Wir überprüfen sie.

Weißt du, was eine Pietätsbeschwerde ist?

Eine – was? erwiderte der Mann verdutzt.

Das Schlimmste, was deiner Karriere passieren kann. Laßt ihr die Blumen! Das ist keine Weisung. Es ist eine Bitte.

Die Kamera am Auge, rückte der Fotograf Fuß vor Fuß in den Trockengarten vor und blitzte unaufhörlich. Ämil verließ die Wohnung. Auf der Treppe wurde er mehrfach angesprochen. In der Haustür standen zwei Beamte, draußen hatten sich Passanten versammelt. Ein Tatort! Sogar der Rettungswagen stand schon bereit.

Ämil Isele ging auf die andere Straßenseite. Da stand er beinahe niemandem im Weg. Er blickte zu der Häusergruppe hinauf, fünf Backsteinblocks, der mittlere weiß geschlämmt; zuoberst das offene Fenster.

Urgroßvater Isele I. hatte diese Häuser aufgerichtet. Isele II., genannt der Große, hatte in den zwanziger Jahren fast ganz Nieburg gebaut, Bühlers Fabriken und seine Arbeiter-

siedlungen eingeschlossen. Isele III., Ämils Vater, hatte nach dem Zweiten Weltkrieg die Grenzen in die Schweiz und ins Elsaß überschritten und unbemerkt auch seine eigenen. Ende der siebziger Jahre war die Generalunternehmung im Treibsand fauler Kredite untergegangen. Mutter war schon 1972 gestorben; danach glaubte Vater über sich hinauswachsen zu müssen. Er stand, schon vor dem Konkurs, plötzlich allein in der Welt und faßte den Entschluß, sich in eine andere abzusetzen, durch gezielte Einführung von Kohlenmonoxid in seinen gut verschlossenen Bentley. Er hatte wohl geglaubt, daß die aufgelaufenen Schulden durch den Verkauf des Geschäfts zu decken wären, und Ämil war dazu verurteilt, diesen Irrtum lebenslänglich zu bedienen. Um ein Ehrenmann zu bleiben, gab er seine Galerie in Lörrach auf – spezialisiert auf Fumetti und Fotoromanzen – und stieg in die Verwaltungslaufbahn ein. Aber der Schnauzer, den er sich in der *Szene* hatte wachsen lassen, blieb stehen, und sein *nom de guerre* – Ämil, auf der zweiten Silbe zu betonen – ging ihm immer noch nach, als er im Polizeidienst der Vaterstadt zum Kommissar aufgestiegen war. Ohne die Förderung durch Frau Constanze Bühler, die der Baumeister-Dynastie eine zwar sprunghafte, aber notfalls energische Treue hielt, wäre aus Isele IV. vielleicht nichts weiter als ein Stadtstreicher geworden, der Passanten angepumpt hätte. – Doch sie zog ihn in den Beirat ihrer Stiftung zur Verbesserung Nieburgs und machte seine bürgerliche Position stoßsicher. Für den Außendienst eher ungeeignet, erwarb er sich in der grenzüberschreitenden Drogenfahndung Meriten, die andere höher einschätzten als er selbst. Denn er leistete sich nie die Illusion, daß ein Riegel, den man dem Schwarzmarkt da und dort vorschieben kann, das Gesetz von Angebot und Nachfrage außer Kraft setzt.

Er war Junggeselle geblieben, dem die ältere Schwester bis zu ihrem Tod den Haushalt geführt hatte. Seither lebte er allein im Stammsitz der Familie, den Isele etwa gleichzeitig mit der Johann-Peter-Hebel-Straße erbaut hatte, Imogens

letzter Adresse. Das Haus mit zwölf Zimmern hätte früher als verwunschen gegolten, aber Ämil war stolz darauf, es immer noch halten zu können, auch allein.

Er hatte keinen Mantel mitgenommen. Schon seit einer Stunde stand er jetzt, zunehmend unbeachtet, auf der andern Straßenseite inmitten einer Gruppe dicker Mäntel, die ange-regt spekulierten, und fror.

Als Göhler eintraf, ohne Martinshorn, aber mit Blaulicht, war sich Ämil plötzlich sicher, wo er die Tote schon früher gesehen hatte. Über dem Schreibtisch seines Vaters hing das letzte Gesicht, das man vor hundert Jahren einer ertrunkenen jungen Frau abgenommen hatte, der »Inconnue de la Seine«. Isele III. hatte die Maske als Soldat aus dem besetzten Paris mit nach Hause gebracht. Ihr glückliches Lächeln hatte der Tod stehenlassen.

Aber war es das Lächeln Imogens?

Als Ämil klargeworden war, daß er ihr Gesicht nicht mehr sehen wollte, kamen ihm noch einmal die Tränen, Tränen der Wut.

Es war kein Sarg, nur eine leere Trage, die im Eingang verschwand und nach ein paar Minuten belegt wieder herauskam. Das menschengroße Objekt, das in den Rettungswagen geschoben wurde, war verpackt. Ämil bahnte sich einen Weg zum Fahrzeug, und als die Tote festgeschnallt war, stieg er zu. He da! schrie der junge Beamte und wollte ihn zurückzerren; er erkannte Ämil und ließ ihn los, verlegen lachend, doch ohne Entschuldigung.

Als die Tür verriegelt wurde, saß Ämil auf dem Notsitz neben der Toten. Der Leichensack war mit einem Schloß gesichert, die Blumen waren gewiß nicht mitgekommen. Mohn. Bei ihm hätte es Rittersporn sein müssen. Wenn der Wagen eine Kurve fuhr, stützte Ämil eine Hand auf den verborgenen Leib und spürte eine Spur Nachgeben in seiner Festigkeit.

Imo, Imo. Sie hieß Imogen. Doch wie der Name korrekt auszusprechen war, wußte er auch jetzt noch nicht.